



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Fitte, Siegfried: Fürstin Pauline zur Lippe

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

ausführungen betrauten freien Architekten eine drückende geschäftliche Last abzunehmen, vorausgesetzt, daß sie sich des Einflusses auf die künstlerische Lösung enthielten. Hervorragende Baukünstler, die zur Übernahme von Staatsaufträgen berufen sind, sollten damit die Verpflichtung übernehmen, den Nachwuchs auszubilden. Auf diese Weise würde die bautechnische und baukünstlerische Ausbildung von vornherein auf praktische Grundlagen gestellt. Den Bauschulen und Bauakademien muß durch solche Reorganisation wieder eine lebensvolle Bedeutung wiedergegeben werden, und die Akademie muß als Stätte aller künstlerischen, plastischen, malerischen und kunstgewerblichen Ausbildung wieder eine praktische Bedeutung erlangen. Es ist selbstverständlich, daß der Baubedarf von Staat und Stadt nicht nur monumentale Aufgaben, sondern eine überwiegende Summe von kleinen, scheinbar unbedeutenden und nichtsdestoweniger notwendigen Aufgaben umfaßt; aber auch diese kleinen Alltagsbauaufgaben müßten mit derselben Gediegenheit wie die großen ausgeführt werden, wenn das Baubild wieder auf der Höhe seiner Kultur stehen soll. Gerade diese kleinen praktischen Alltagsaufgaben würden für die jungen, noch unter der Führung des Meisters stehenden Künstler eine ausgezeichnete Gelegenheit zur Erprobung der wachsenden Kraft sein und von ihnen ohne Frage mit größerem Verständnis und sicherem künstlerischem Takt gelöst werden als von den unpersönlichen Organen des Bureaokratismus.

Dresden



Joseph Aug. Euz

## Fürstin Pauline zur Lippe

Von Siegfried Fitte

Ein heit'rer Geist, ein stilles Landgut nur,  
Ein Musensitz, im Schoße der Natur,  
Ein kleines Haus, in eines Waldes Mitte,  
Sieh, Freund, das ist das Loß, das ich mir einst erbitte.



ie mag der biedere Kanonikus von Halberstadt behaglich geschnunzelt haben, als er dieses Bekenntnis las, das seinem eignen, bescheiden Lebensideal so vollkommen entsprach: eine Fürstentochter, ein hübsches sechsundzwanzigjähriges Mädchen, das die Hütte dem Palast vorzog, dessen „Wünsche im Mittelstande säumten“.

Von Politik will ich entfernt gern bleiben,  
Will keinem Unrecht tun, kein Todesurteil  
schreiben;

Der Menschheit leises Wohl ist jedes Wesens  
Pflicht:  
Regentin aber bin, Regentin werd ich nicht.

Der alte Gleim erlebte es noch, daß diese Freundin der Idylle und der süßen Ruhe als Regentin an die Spitze eines kleinen Staates gestellt wurde. Und wenn sie auch keinem Unrecht zu tun und kein Todesurteil zu unter-

schreiben brauchte, so konnte sie doch den Sorgen der Politik nicht aus dem Wege gehn, und in den Wirren einer harten und rücksichtslosen Zeit gelang es ihr nur mit vieler Mühe, ihrem Sohne das väterliche Erbe zu retten.

Die junge Prinzessin, die mit dem allbekanntesten Freunde und Gönner aller aufstrebenden Talente in ziemlich regelmäßigem Briefwechsel stand und sich von seiner Muse beeinflussen ließ, war Pauline von Anhalt-Bernburg. Ein General Napoleons verglich die spätere Regentin von Lippe einmal mit der mächtigen Katharina der Zweiten und meinte, daß es diese Fürstinnen aus dem Hause Anhalt verstanden hätten, das Zepter zu tragen und die Bewunderung Europas und der Welt zu erringen. Ganz unrecht hat der Schmeichler nicht. In ihren enger gezogenen Grenzen hat Pauline sicherlich ebenso großes erreicht wie die kleine Zerbsterin, die durch eine Laune des Schicksals nach Rußland verschlagen wurde.

Paulinens Vater, Fürst Friedrich Albrecht von Anhalt-Bernburg, ein jüngerer Zeitgenosse des großen preussischen Königs, war ein tüchtiger Verwalter seines kleinen Landes, das sich als schmales Gebiet von der untern Saale bis an den Fuß des Harzes erstreckte. In Ballenstedt wurde Pauline am 23. Februar 1769 geboren. In kräftiger Bergluft wuchs sie auf, und ihr ganzes Leben lang hat sie sich ein inniges Verhältnis zu der sie umgebenden Natur bewahrt. Eins ihrer besten Gedichte preist das Erwachen des Frühlings in zarten und tiefempfundnen Versen. Sie liebte es, die Sonne über den Bergen aufgehen zu sehen, und fühlte sich dann höhern Sphären näher gerückt. Die Mutter hatte sie bald nach der Geburt verloren. Desto liebevoller nahm sich ihrer der Vater an. Sie erhielt eine sehr sorgfältige und besonders für die damalige Zeit recht ungewöhnliche Erziehung und lernte zusammen mit ihrem einzigen, etwas ältern Bruder nicht nur Französisch, sondern auch Latein. Wie eine Gymnastin von heute las sie Tacitus und Vergil. Auch das Italienische war ihr nicht fremd, und sehr leid tat es ihr, daß sie keine Gelegenheit hatte, Englisch zu lernen, und darum Gibbon, Hume und die berühmten Moralphilosophen nur in der Übersetzung lesen konnte. Eine unermüdblich lernbegierige Natur, hielt sie jeden Tag für verloren, an dem sie nicht neue Kenntnisse erworben hatte. Ein Büchermensch, eine trockne Stubengelehrte wurde sie trotzdem nicht. Sie hatte einen offenen Blick für das, was in der Welt vorging, und einen stark ausgebildeten praktischen Sinn, und da sie für ihren Vater längere Zeit alle Kanzleigeschäfte besorgen mußte, fand sie sich in den Akten und in der Staatsverwaltung bald ebenso leicht zurecht wie in der schönen Literatur. Dagegen sagten die nichtigen Tändeleien des Hoflebens ihr nicht zu. Wenn sie bei Festen und Empfängen ganze Tage mit alltäglichen Gesprächen zubringen mußte, kam sie sich wie eine Sklavin vor und dankte Gott, daß sie nur Kopien großer Höfe kannte. Auch dort gab es für ihren Geschmack schon „Kabalen und Truglarven“ genug, und sie war erstaunt, bei den Höflingen, durchlauchtigen und nicht durchlauchtigen, noch hin und wieder

Güte und Geist zu entdecken: „wie viele treffliche Anlagen müssen im Menschen liegen, da sie zu verschrauben oft bei aller Mühe nicht möglich wird.“ Sie spannt sich gern in die Einsamkeit ein und wollte von der großen Welt und ihrem sinnlichen Subel nichts wissen. Doch verschmähte sie es nicht, ihr kleines poetisches Talent in den Dienst des Hofes zu stellen, wenn es galt, den Geburtstag eines Angehörigen zu feiern. Auch Jagdlieder von ihr wurden einmal an die Jagdgesellschaft verteilt. Ihre Verse, meist Gelegenheitsverse oder Übersetzungen aus dem Lateinischen, sind nicht immer glatt und geschmackvoll, aber auch nicht viel schlechter als manche Gedichte ihres Lehrmeisters Gleim. Der Alte, der mit dem Ballenstedter Hofe seit lange nachbarliche Beziehungen hatte, war glücklich über die gelehrige Schülerin und pries sie als „die einzige Fürstin unsers lieben Vaterlandes, die den deutschen Mäusen opfere“. Pauline war zu verständlich, auf ihre Reimereien großen Wert zu legen. „Nur selten und schüchtern, so schreibt sie selbst, wage ich den Mäusen zu opfern, aus Furcht, mein Weibrauch möchte als mittelmäßiges Rauchwerk den neun vergötterten Schwestern mißfallen.“ Es waren für sie Beschäftigungen müßiger Stunden, der Ehrgeiz der Dichterin lockte sie nicht. Aber ein heißes Verlangen, ihre Gedanken und Empfindungen auch in den Herzen anderer wieder erklingen zu lassen, war schon früh in ihr lebendig; sie wollte wirken und schaffen, den Menschen nützen und sie besser und glücklicher machen. So setzte sich das neunzehnjährige Mädchen an den Schreibtisch und schrieb eine Abhandlung — „Über den Tanz, in Rücksicht seiner Wirkung auf das weibliche Herz.“\*)

Wie unjugendlich, wie kalt und übernünftig! wird man sagen. Man denkt an Friederiken, die sich mit dem Straßburger Studenten so fröhlich im Kreise drehte, an Lotten, die mit Werthern zum Balle fuhr. Auch Pauline verwahrt sich dagegen, eine „grünliche Moralistin“ zu sein. Aber sie hat über diese Beschäftigung, die, wie sie aus Selbstprüfung und Erfahrung weiß, so heftig auf Herz und Sinnlichkeit wirkt, viel nachgedacht und durch zwei jüngst erschienene Romane des bekannten Modeschriftstellers Joh. Timotheus Hermes noch eine besondre Anregung empfangen. Daß eine junge und hochgebildete Dame an diesen leicht und unerträglich breit geschriebnen Geschichten Geschmack finden konnte, erscheint uns heute unbegreiflich. Doch gerade das, was uns so unangenehm berührt, die lehrhafte Tendenz, die Absichtlichkeit im Moralisieren, gefiel den damaligen Lesern. Und so mochte es auch Paulinens Herz hoch befriedigen, als sie bei dem Verfasser von „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ las, wie sündhaft und für die Gesundheit schädlich der Tanz sei. Diesen Gedanken führt sie nun weiter aus, und abgesehen von einigen Verstiegenheiten und Wunderlichkeiten, durchaus nicht ungeschickt. Sie schreibt, besonders für eine Prinzessin jener Zeit — man vergleiche die deutschen Briefe

\*) Wieder entdeckt und mit dem weiter unten erwähnten Aufsatz herausgegeben von Hans Schulz. (Zur Frauenzimmermoral, Leipzig, 1903.)

der Königin Luise — einen recht flüssigen und gewandten Stil, und ein lebenswürdiges Geistes, ein für das Wohl der Menschheit warmfühlendes Herz leuchtet überall hindurch. Wenn der Tanz selten und mäßig genossen wird, hält sie ihn für eine ganz heilsame körperliche Bewegung und macht deshalb den seltsamen Vorschlag, „Frauenzimmerbälle“ zu veranstalten. Denn der Tanz mit Männern schadet der weiblichen Schamhaftigkeit und Sittsamkeit, das Blut gerät in Wallung, Triebe erwachen, die sonst tief in der Seele verborgen sind, Eitelkeit und Gefallsucht werden gefördert. Dabei will sie nicht einmal von „dem frechen und sinnlichen Tanz der Deutschen“ reden — sie meint den Walzer, der sich damals immer mehr in der Gesellschaft Eingang verschaffte. Ein Frauenzimmer, das diesen oft mit einem ihr nicht unangenehmen Liebhaber tanzt, gibt sie schon halb verloren: „denn mit welchem Mut wird sie dem Manne etwas versagen, der sie im Augenblick vorher an sein laut klopfendes Herz drückte, dessen Arme voll kochenden Blutes sie fest umfaßten und wild im rauschenden Wirbeltanze drehen.“ Man sieht, Pauline steuert ganz im Fahrwasser jener Sittenschildrer aus der Schule Richardsons, die, um ihren Lehrsatz zu beweisen, auch vor der Ausmalung des Verhänglichen und Häßlichen nicht zurückschrecken. Wie merkwürdig, wenn eine Neunzehnjährige von „dem wollüstigen Kitzel“ redet, den der Tanz bei Männern erweckt, oder von dem schmeichelnden Verführer, der das durch den Tanz, vielleicht auch noch durch Weingenuß aufgeregte Mädchen nach Hause begleitet und in der einsamen Stille der Nacht ihren keuschen Widerstand besiegt! Kopfschüttelnd fragt man sich, wo eine junge durch die Etikette sorgsam behütete Prinzessin solche Beobachtungen gemacht haben kann, und man wird wieder auf jene moralischen Familienromane hinweisen müssen, die in ihrem Streben nach anschaulicher Belehrung soviel Unnatürliches und Gekünsteltes bringen.

Paulinens Aufsatz erschien ohne ihren Namen in einem von einem wohlmeinenden Theologen herausgegebenen „Jahrbuch für die Menschheit“. Sie lieferte dafür noch einen zweiten Beitrag mit der Überschrift „Über die jetzt allgemeine Gewohnheit, jungen Frauenzimmern Talente zu geben“ und entsprach so vortrefflich dem Zweck jener Zeitschrift, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, „die häusliche Erziehung, die häusliche Glückseligkeit und die praktische Menschenkenntnis zu fördern“. Dieser zweite Aufsatz mutet uns natürlicher an, er enthält manchen beherzigenswerten Gedanken. Pauline ist keine ausgesprochene Gegnerin des Zeichnens und der Musik und wendet sich nur gegen die Modetorheit, das, was nur eine Nebenbeschäftigung, eine kleine Annehmlichkeit des Lebens sein soll, auf Kosten der häuslichen Pflichten zur Hauptsache zu machen. Besonders für die niederen und mittlern Stände gilt das. Denn hier hängt das ganze Glück und die Vermögenserhaltung des Mannes von dem Fleiß und dem Ordnungssinn der Frau ab. Durchaus verwerflich aber erscheint es ihr, mit diesen kleinen Talenten vor der Öffentlichkeit zu prunken oder sie gar als Lockmittel für die Männer zu benutzen. Wenn sie

Töchter hätte — auch ein wunderliches Wort aus dem Munde einer neunzehnjährigen Weisheit —, so würde sie ihnen zwar Talente geben, aber heimlich, ohne daß es jemand erführe, damit sie dereinst ihre Gatten überraschen könnten, wenn Hymen das Band der Liebe schon fest gewunden, um sie so zu überzeugen, daß sie sich diese Vollkommenheit allein für sie erwarben.

Eine Emanzipierte — das erkennt man deutlich — ist Pauline nicht, trotz ihrer ersten Denkart und ihrer weit über das Durchschnittsmaß der damaligen Mädchenbildung hinausgehenden Kenntnisse. Die Frau scheint für sie nur dazu da zu sein, dem Gatten die Sorgen von der Stirn fortzuschleichen und ihm die Häuslichkeit so angenehm wie möglich zu machen. Doch für die höhern Stände läßt sie eine Ausnahme gelten. Fast wie wenn sie ihr künftiges Schicksal voraussähe, wirft sie die Frage auf, ob ein Frauenzimmer mit hervorstechenden Talenten, aber mit einem ungebildeten Herzen zur Ratgeberin, zur Erzieherin, zur Vormünderin und endlich — zur Regentin geschickt sein könne. Pauline war nicht nur klug und geistvoll, sondern auch eine sehr anmutige Erscheinung mit feinem, regelmäßigem Gesicht und kräftig gezeichneten Brauen, unter denen ein Paar wundervolle Augen offen und frei in die Welt blickten. Nur ihre Gestalt neigte schon in der Jugend etwas zur Fülle, und später machte sie sich gern selbst über ihr Embonpoint lustig. Sie war einundzwanzig Jahre alt, als sich ihr zum erstenmal ein Freier mit ernstlichen Absichten näherte. Es war der junge Fürst Leopold zur Lippe-Detmold, der von Leipzig, wo er studierte, immer in den Ferien nach Ballenstedt herüberkam und von dem Vater und dessen Ratgebern sehr begünstigt wurde. Paulinen dagegen gefiel er gar nicht, sein wenig anziehendes Äußere flößte ihr geradezu Widerwillen ein. Sie fand ihn auch willensschwach und geistig unbedeutend, so daß er völlig dem Idealbilde widersprach, das sie sich von ihrem künftigen Gatten entworfen hatte. Zu diesem Manne konnte sie nicht mit Verehrung und unbeschränktem Gehorsam emporschauen, sie fühlte sich ihm überlegen. Trotzdem war sie schon beinahe entschlossen, dem Drängen ihres Vaters nachzugeben, als sie auch über das sittliche Verhalten des jungen Fürsten sehr ungünstiges erfuhr. Man sagte zwar, er habe sich aus Liebe zu ihr schon gebessert, und seine Tugend stehe nun desto fester. Aber das streng denkende Mädchen ließ sich nicht überreden, dieser Freier war abgetan. Bald darauf machte der Detmolder so törichte Streiche und verfiel in eine so schwere Gemütskrankheit, daß er entmündigt werden mußte. Bekanntlich ist auch sein Enkel, der letzte seines Stammes, vor einigen Jahren in einer Heilanstalt gestorben.

Von dieser Seite hatte Pauline nun Ruhe, und einen köstlichen Gewinn hatte ihr die leidige Angelegenheit noch dazu eingetragen: eine Herzens- und Seelenfreundschaft mit einem gleichgesinnten Gefährten, in der sich ihr schwärmerisches Empfinden voll ausleben konnte. Der damalige Erbprinz, spätere Herzog Friedrich-Christian von Augustenburg war ihr kein Fremder. Die frühverstorbenen Mütter der beiden waren Schwestern gewesen. Der Prinz hatte als

Student die Verwandten am Harz bisweilen aufgesucht, und drei Jahre vor der unglückseligen Werbung war auch Pauline mit ihrem Vater in Holstein gewesen und hatte sich dort besonders eng an ihre Cousine Luise angeschlossen. Dem Better trat sie erst näher, als er — gerade zu der Zeit, wo der Detmolder schriftlich um sie anhielt — mit seiner jungen Frau wieder nach Ballenstedt kam. Ob sich Pauline damals in ihrer Not an ihn gewandt, oder ob er nach seiner Abreise aus freien Stücken Erkundigungen über den lästigen Freier eingezogen hat, geht aus ihren Briefen nicht deutlich hervor. Ohne Zweifel aber war es sein Bericht, seine Warnung, die Paulinens Widerstand entschied. Sie nennt ihn ihren „edeln Ritter“, ihren „brüderlichen Freund“; seine Hand, „die Hand eines hilfreichen Engels“, hat sie vor dem Abgrund gerettet. Und nach diesem ersten feurigen Hymnus des Dankes entspinnt sich zwischen den beiden einer jener Briefwechsel, wie sie das empfindsame Zeitalter liebte.\*)

Der Augustenburger, als hochherziger Wohltäter Schillers allgemein bekannt, war klein und unansehnlich von Gestalt, aber begeistert für alles Schöne und Edle, verstand er auch wieder Begeisterung einzulösen. So brachte er denn in Paulinens Leben, das bis dahin an dem kleinen Hofe ziemlich einförmig verlaufen war, einen neuen, reichen Inhalt. Endlich hatte sie ein empfängliches Herz gefunden, dem sie ihre Sorgen und Kimmernisse, vor allem aber ihre Gedanken und Ansichten über Welt und Menschen, über die kleinen und großen Dinge des Lebens anvertrauen konnte. Sie sah den Better nur selten, bei seinen flüchtigen Besuchen in Ballenstedt. „Ihr einziges, wenn auch unvollkommenes Ergänzungsmittel“ war dieser „liebreiche“ Briefwechsel, der aber gerade durch den Schmerz der Entfagung für sie vielleicht noch einen Reiz mehr erhielt. Durch keine äußerlichen Umstände und Rücksichten gehemmt, konnten sich die Seelen um so leichter in der Welt der Gedanken finden. Man schrieb damals nicht bloß Briefe, um sich Mitteilungen zu machen, sondern man schrieb Briefe, die zugleich Selbstbekenntnisse waren, man legte Wert auf einen gewählten Ausdruck, man wollte schöne Empfindungen in dem Freunde erwecken. Auch Paulinens Briefe tragen dem Geschmac der Zeit Rechnung. Manchen Satz, manche Wendung kann man heute nicht ohne Lächeln lesen. So hat sie ihm einmal zum Geburtstag eine Weste gestickt und bittet ihn nun, wenn er sie zu tragen würdige, der liebevollen Freundin zu gedenken, die bei jedem Stich Segen für ihn vom Himmel erslehte. Seine Freundschaft ist ihr köstlichstes Gut, sie zittert, es zu verlieren. Als er ihr bei einem Besuch in Ballenstedt — für sie ein „Silberblick von Glück“ — zu kalt und gleichgiltig erschienen ist, fragt sie in banger Sorge, worin sie gefehlt, wodurch sie ihr Glück verderbt haben könnte. Und am Schlusse dieses Briefes versichert

\*) P. Rachel, „Fürstin Pauline zur Lippe und Friedrich Christian von Augustenburg“. Briefe aus den Jahren 1790 bis 1812. Leipzig, 1903, Verlag von Wihl. Weicher (mit einer wertvollen Einleitung).

sie: „Wenn gleich ich Ihnen nicht mehr lieb bin, so sind Sie es doch mir, solange dieses Auge offen ist, diese Brust atmet und wahres Verdienst zu schätzen weiß.“ Ist das noch die Sprache der Freundschaft, ist das nicht schon ein Liebesgeständnis? Eine junge Dame von heute würde gewiß nicht so schreiben; aber in jener gefühlseligen Zeit trieben sogar die Männer untereinander einen förmlichen Kultus mit Liebesbeteuerungen. Pauline war auch eine zu gesunde Natur, als daß sie sich einer hoffnungslosen Leidenschaft für einen verheirateten Mann hingegen hätte, und darum braucht man es ihr nicht als Heuchelei oder berechnende Klugheit auszulegen, wenn sie auch mit der jungen Frau des Betters gute Freundschaft hielt. Ja die Harmlosigkeit dieser Beziehungen geht so weit, daß sie auch ihre Zukunft mit dem Familienkreis des Freundes verflechten möchte. Gleich ihrer Cousine Luise widerstrebte sie Hymens Fesseln, und beide hatten es sich sehr schön ausgemalt, nach dem Tode ihrer Väter zusammenzuziehen und die eine Hälfte des Jahres am Harz, die andre in Holstein zuzubringen. Dort würden Gattin, Schwester und Freundin den Freund umgeben, und um das Glück zu vollenden, dachte sich Pauline noch „kleine Geschöpfe“ dazu, an deren Erziehung sie mitarbeiten wollte. Die Begeisterung macht sie zur Dichterin:

Ach größte Freunde gibt es nicht,  
Als in dem Circul seiner Leuren,  
Mit jedes jungen Tages Licht  
Die Lieb und Achtung warm erneuren,  
Die ihnen jeder Blick verspricht,  
Wenn Sympathie sie uns verbindet

Und Geist und Herz in ihnen findet,  
Was leider uns bisher gebricht.  
Dann lebt in einem Jahr man mehr,  
Als sonst in zwanzig langen Jahren  
Und findet es von Kummer leer,  
Ein Glück sonst nimmer widerfahren.

Die Verse sagen klar, was dieser Briefwechsel für Pauline bedeutete. Es war für sie mehr als eine bloße Unterhaltung, „ein entzückendes Geschäft“. Im anregenden und belehrenden Verkehr mit dem Freunde entfaltete sich ihr Geist, ihr Wissen und Menschentum zur schönsten Blüte, und auch der Augustenburger, der über den Wert des fürstlichen Standes sehr gering dachte, bekannte freudig, daß sie „eine Ausnahme aus seiner Fürstenskategorie“ sei.

Nicht immer freilich war sie geneigt, seinen Gedankengängen zu folgen. Für die Philosophie Kants konnte sie sich, obgleich ihr der Better zum bessern Verständnis die Reinhold'schen Briefe empfohlen hatte, nicht recht erwärmen. Die Skepsis des großen Weisen ängstigte sie: er beraubte sie einiger Gewisheiten, die sie sich höchst ungerne nehmen ließ. Ebenso wenig glückt es dem weltbürgerlich gesinnten Prinzen, sie für die Französische Revolution zu begeistern, die er gleich vielen der Besten seiner Zeit als die Sache der Menschheit mit großem Jubel begrüßt hatte. Echt weiblich ist es, daß sie seine Schwärmerei für Mirabeau, „den gottlosen Sohn, den Störer ehelichen Friedens, den Wollüstling“, unbegreiflich findet. Aber sie urteilt auch merkwürdig kaltblütig über die neugeborne Freiheit, die wie eine strahlende Sonne jenseits des Rheins aufgegangen war. Schon im Mai 1791 meint sie bedächtig, erst die

Zukunft müsse lehren, ob die Umwälzung für Frankreich heilsam wäre. Die Demütigung und Schändung des Königtums nach dem verunglückten Fluchtversuch erfüllt sie mit tiefster Entrüstung, und voll banger Ahnung sieht sie noch mehr ähnliche und noch schrecklichere Vorfälle voraus. Die Begeisterung des Freundes ist ein schöner Irrtum, der seinem Herzen Ehre macht. Nicht ohne einen gewissen Triumph stellt sie fest, daß er immer kleinlauter wird und sich zuletzt auch mit Entsetzen von den Greuelthaten der Pariser Schreckensmänner abwendet. In diesem Haffe gegen die Revolution ist sie mit dem alten Gleim einig, und wie dieser nicht müde wurde, „die Tigernation“ mit der Feder in der Hand zu bekämpfen, so richtete Pauline einen leidenschaftlichen, wenn auch dichterisch nicht recht gelungenen Ausruf an die Franzosen:

O was ist aus euch geworden,  
Welche Schandtat war es nicht,  
Euren guten Ludwig morden —  
Weinen ist Europas Pflicht.

Doch Europa soll nicht bloß weinen, sondern auch handeln und die Franken aus der edeln Völker Reihen austoßen. Leider entsprach der Verlauf des ersten Koalitionskrieges sehr wenig den allgemeinen Erwartungen, die republikanischen Heere gingen von der Verteidigung bald zum Angriff über, und mit Schrecken erkennt Pauline die furchtbare Gefahr für ihr armes Vaterland. Sie klagt über die Uneinigkeit der Verbündeten, und jeder Sieg der Franzosen ist ihr ein „Stich ins deutsche Herz“. Denn sie war früher „eine Tochter Thuiskons“ als eine Weltbürgerin. Bisweilen mag sie von Politik gar nichts mehr hören, und es wird ihr nicht leicht, mit dem philosophischen Wetter in allen diesen Weltbegebenheiten die Weisheit des Allgütigen und den Endzweck der allgemeinen Vervollkommnung zu erkennen. Als sie ihn über den Tod seines Vaters trösten will, schreibt sie: „Setzt, wo jeder Blick um uns her, jeder Vorfall in der Zeitgeschichte die Seele erschüttert, bedarf man mehr als jemals innerer Hilfsquellen, jetzt ist jeder höchst unglücklich, der nicht sich selbst genügt, nicht im eignen Busen Unterhaltung und sanften Frieden schöpft.“

Pauline gehörte nicht zu diesen unglücklichen Naturen. Sie hatte ihre Bücher und den Verkehr mit dem Freunde, und dadurch wurde sie auch für manches Unangenehme und Widrige entschädigt, was sie in ihrer nächsten Umgebung erlebte. Das Verhältnis zu ihrem Vater war nicht mehr so herzlich und ungetrübt wie einst. Der Fürst alterte früh und ließ seine verdrießliche Laune oft an der Tochter aus, die ihn nicht nur in seiner Krankheit treu pflegte, sondern auch bei der Regierung des Landes in wertvollster Weise unterstützte. Gerade das aber schuf ihr am Hofe viele Feinde. Pauline war, wie sie selbst später einmal eingesteht, etwas heftig, und „der entscheidende Ton“, der der Regentin von Lippe nicht übel anstand, mag damals, als sie noch die kleine Prinzessin von Wallenstedt war, oft genug verletzt haben. Sie klagte, daß sie verkannt werde, daß ihr Verstand und ihre Kenntnisse mehr gepriesen

würden, als sie verdienten, aber leider auf Kosten ihres redlichen Herzens. Eines Tages äußerte sie, um schädliche Schritte zu verhüten, ihre Meinung gar zu nachdrücklich und zog sich auch die Ungnade ihres Vaters zu. Ihre bisherige Arbeit — sie hatte alle Kanzleigeschäfte besorgt — wurde ihr plötzlich in beleidigender Weise abgenommen, der Alte, dem ihre Gesellschaft fast unentbehrlich gewesen war, wick ihr aus. Einflußreiche Personen, die ihn beherrschten, hätten die ihnen unbequeme Prinzessin am liebsten ganz vom Hofe entfernt. Wenn möglich durch eine Heirat. Wie sie ihr vor vier Jahren den Detmolder hatten aufzwingen wollen, so schoben sie jetzt den Erbprinzen von Sondershausen, eine ihr ebenfalls wenig angenehme Persönlichkeit, als Bewerber vor. Auch eine Reise nach Holstein wurde ihr für den Fall, daß sie sich nach der unmittelbar bevorstehenden Vermählung ihres Bruders in Ballenstedt nicht mehr behaglich fühlen sollte, großmütig angeboten. Auf Paulinens erste Andeutung lädt sie der Wetter sofort aufs liebenswürdigste in sein Haus ein, und diese Aufmerksamkeit, in einem Augenblick, wo sie überall verkannt zu werden Gefahr lief, rührte sie bis zu Tränen. Die Holsteiner Reise unterblieb jedoch, da sich das Verhältnis zum Vater inzwischen wieder besserte. Bald darauf fand die Hochzeit des Erbprinzen statt. Pauline kam der neuen Schwägerin herzlich entgegen, fand aber, wo sie Freundschaft erwartet hatte, nur kalte Höflichkeit. Vielleicht war auch ihr bestimmtes Wesen, ihre geistige Überlegenheit daran schuld, daß sich die junge Frau so ablehnend verhielt. Die Lage wurde immer peinlicher, und im August 1795 spricht Pauline in etwas geheimnisvoller Weise von einer „Veränderung“, die bald statthaben und vielleicht alle Teile glücklicher machen würde. Drei Monate darauf enthüllte sich das Geheimnis. Sie verlobte sich — und zwar mit demselben Manne, dessen Werbung sie einst so schroff, ja mit Abscheu zurückgewiesen hatte.

Fürst Leopold war inzwischen von seiner Krankheit genesen und hatte die Regierung wieder übernommen. Trotzdem behält Paulinens Entschluß etwas Rätselhaftes, und sie fühlt sich gedrungen, ihn den Holsteiner Freunden gegenüber zu rechtfertigen: nie hat sie einen Schritt mit mehr Überlegung getan, Liebe hielt ihr wahrlich kein Vergrößerungsglas vor. Aber die Unmöglichkeit, ihre jetzige Lage länger zu ertragen, der ausdrückliche Wunsch des geliebten Vaters und — sie leugnet es nicht — ihres zukünftigen Gemahls grenzenlose Liebe bestimmte ihre Entscheidung. „Ein braver, sanfter, gefälliger und rechtschaffener Mann, der den Mangel glänzender Eigenschaften durch wesentliche Verdienste erkauft“: das Lob klingt ziemlich förmlich. In einem Nachtrag, den sie zehn Tage später niederschreibt, wird sie schon deutlicher. Man erkennt: dieser tatkräftigen Natur, die sich am Hofe des Vaters nicht mehr recht zur Geltung bringen konnte, war es hauptsächlich um einen Wirkungskreis zu tun. Das „Bewußtsein der Gemeinnützigkeit“ soll ihr manche trübe Stunde roseneroter machen, und da ihr künftiger Gemahl rechtschaffen denkt, schöne Einkünfte besitzt und 70 000 Menschen zu beherrschen hat, hofft sie, reiche Gelegenheit

dazu zu finden. Doch seltsam genug — bei näherer Bekanntschaft „tritt ihr Herz zu ihrer Vernunft über“; sie entdeckt immer neue Vorzüge an dem Verlobten, dessen Gutmütigkeit sie allerdings schon bei seiner ersten verunglückten Werbung anerkannt hatte. Der erste Brief, den sie einen Monat nach der Hochzeit aus Detmold nach Holstein sendet, ist ganz der Brief einer glücklichen und zufriednen jungen Frau, und sogar ein romantisch schwärmerischer Zug fehlt darin nicht. „Mehr Gefälligkeit und Güte, als mein Mann mir bezeugt, kann man auch nicht einmal sich träumen; seine Gesinnungen für mich sind ein seltsames Gemisch von leidenschaftlicher Liebe, unbefränktem Vertrauen, wahrer Freundschaft und vollkommener Hochachtung, jeden Tag wachsen seine Empfindungen, und meine Gegenliebe nimmt zu.“ Jeden Fremden würde sie nicht so detailliert von sich unterhalten, aber vor ihm, dem liebsten Freunde, dem nahen Verwandten, der noch dazu selbst glücklicher Gatte ist, braucht sie sich nicht zu entschuldigen. Auch in ihrem nächsten Briefe plaudert sie viel von ihrem Manne. Sie segnet den Augenblick, wo sie sein ward, er begleitet sie auf ihren Spaziergängen durch die schöne Umgegend der neuen Heimat und verfüßt ihre Stunden. Und als ihr nach einigen Monaten der inniggeliebte Vater durch den Tod entzissen wird, ist es „ihr lieber braver Mann“, der sie tröstet.

Heuchelei kann das nicht sein. Dazu ist Pauline eine zu ehrliche Natur. Das große Mitleid des wahrhaft weiblichen Herzens hat das Wunder der Liebe in ihr vollbracht. Die Frau, die sich einst nur an der Seite eines Mannes denken konnte, der sie geistig überragte, ist gerührt durch die demütige Anbetung, die dieser tief unter ihr stehende ihr entgegenbringt. Und noch eins kommt vielleicht hinzu: sie fühlt bald, daß sie auch diesem Armseligen etwas verdanken und durch ihn die höchste Bestimmung des Weibes erreichen wird. Vier Tage vor der Geburt ihres ersten Kindes verfaßt sie einen Brief, der ihm für den Fall, daß sie die schwere Stunde nicht überstünde, als das letzte Zeugnis ihrer treuen Anhänglichkeit übergeben werden sollte. Eine Frau, die sich in ihrer Ehe unglücklich fühlt, kann unmöglich so warm und innig schreiben, wenn auch vielleicht die erregte Stimmung ihrem Ausdruck noch einen ganz besondern Schwung verleiht. Sie hoffe, der gute Vater in den Wolken, der unausgesetzt unser Bestes fördere, auch dann, wenn es anfänglich bitter schmerze, werde das Band, das sie beide so wahr beglücke, noch nicht zerreißen; sie werde ihm ein gesundes Kind gebären und die süße Wollust schmecken, es an sein Vaterherz gedrückt zu sehen. Aber sie müsse auch auf den Tod gefaßt sein, und darum sei es ihre letzte Bitte an ihn, seinen Schmerz zu mildern und sich dem Kinde, das ihm der Himmel, wie sie hoffe, an der Mutter Statt zurücklasse, zu erhalten. Aus der Ewigkeit wolle sie dann als Schutzgeist auf ihn herabschauen und ihn dort erwarten zur ewigen Verbindung. Noch einmal dankt sie ihm für alle seine Liebe, sie entschuldigt sich sogar, daß sie ihm wegen ihrer ernstesten Geistesrichtung und ihres fast männlichen Wesens nicht ganz die heitere Gefährtin hätte sein können, die Gattenpflicht fordere.

Am 6. November 1798 wurde dem Lande Lippe der ersehnte Thronerbe geboren. Pauline ist überglücklich und berichtet dem Vetter schon nach sechs Wochen mit Stolz, daß sie den Kleinen selbst nährt, und daß er gut zunimmt. Auch später erzählt sie gern von den Fortschritten ihres Leopold, von seinem „empfehlenden Außern und seinem ganz anhaltinischen Gesicht“ — bekanntlich haben sich die Astanier von jeher durch männliche Schönheit ausgezeichnet. Dagegen scheint der zweite ein Jahr jüngere Sohn Fritz mehr nach dem Vater zu arten. „Hübsch ist er nicht, schreibt die Mutter, aber rund und possierlich.“

Es ist wohl kein Zufall, daß nach Paulinens Vermählung der Briefwechsel mit dem holsteinischen Vetter immer mehr ins Stocken gerät und bald auf Jahre hinaus ganz abgebrochen wird. Diese Briefe waren ihr ein Bedürfnis des Herzens gewesen und hatten eine Lücke ihres Wesens ausgefüllt. Jetzt brauchte sie ihr reiches Empfindungsleben nicht mehr in toten Buchstaben ausströmen zu lassen: sie hatte einen Gatten, dem sie alles war, Kinder, die sie hegen und pflegen konnte. Man merkt es an dem Ton der spätern Briefe: an die Stelle fast schwärmerischer Verehrung ist jetzt ruhige, gemessene Freundschaft getreten. Wohl hat es für sie noch immer einen großen Reiz, sich mit dem Vetter über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit zu unterhalten. Aber sie ist nicht mehr die Schülerin, die von ihm Anregungen empfangen will, sie ist über ihn hinausgewachsen, hat im Leben etwas geleistet, und die Sorge für das ihrer Obhut anvertraute Ländchen nimmt sie fast vollständig in Anspruch.



## Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Vierte Reihe

Von der Natur und der Heugabel

2



Alle Abend ums Dunkelwerden hielt Muttche ein Dämmerstündchen auf dem Sofa sitzend. Die jungen Mädchen bildeten Gruppe um sie herum und schwärmten, und die, die einen Platz rechts oder links von Muttche einnehmen durften, waren selig. Und Erna war siebenmal selig, wenn sie neben Muttche sitzen konnte. Alles Vertrauen und alle Bärtlichkeit, die in ihrem bisherigen Leben in einem Winkel ihrer Seele verkümmert war, gewann Leben und wandte sich Muttche zu.

Einmal war sie mit Muttche allein. Muttche hatte den Arm um Erna gelegt, und Erna war ganz still, als fürchte sie, den schönen Traum zu zerstören.

Was denkst du jetzt, mein Kind? fragte Muttche. Wars nicht ein Wunsch?

Ja, Muttche.

Was wünschtest du dir denn?